

Leseprobe aus:

Botho Strauß

Der zurück in sein Haus gestopfte Jäger



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Botho Strauß

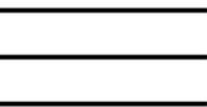
Der zurück
in sein Haus
gestopfte Jäger

Herausgegeben von
Heinz Strunk

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, April 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung Frank Ortmann
Innentypografie Daniel Sauthoff, Hamburg
Satz Arno Pro OTF (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26755 0

Der zurück in sein Haus gestopfte Jäger



Ein Mann, durch Schläge und Beraubung so erniedrigt, daß er sich kaum noch aufrecht hält und immer wieder auf die Erde gleiten muß, von einer Bank im Park, von einem Sessel im Schuhgeschäft oder auch mitten auf einer Fahrbahn, wo er sich, zu Boden gestreckt, mit beiden Händen vorwärtsstoßend, über die Fahrbahn schleift, die Wange mit halb geöffnetem Mund über den Kieselpfad oder den Asphalt ziehend, die ganze rechte Gesichtshälfte schon blutig geschürft. Seine Frau hält auf der Straße alle Wagen an, solange das krauchende Wesen die Fahrbahn überquert. Bis es zwischen den Leitplanken des Mittelstreifens wie eine erschöpfte Echse mit der Schnauze in den Abfall sinkt, Nahrungsreste von Dosenrändern und Joghurtbechern leckt und sich kindlich zusammenrollt im Dreck: «Da, wo ich hingehöre.» Die Frau muß ihn nun allein lassen, sie kann ihn niemals dazu bewegen, mit ihr wieder nach Hause zu kommen. Ganz still, erschüttert und doch einsichtsvoll hilft sie ihm, wartet sie dem Kriechmenschen auf und kehrt immer wieder zu ihm zurück, während er täglich ein

Stück weiterkommt, sich erzlansam seinem Ziel nähert, das hinter den Straßen, den Häusern ihm verheißen: die Blauen Berge der Großen Deponie.

Sie konnte es nie verwinden, damals nicht das letzte Wort gehabt zu haben. Nun sitzen sie noch einmal voreinander, vierzig Jahre nach ihrem unversöhnlichen Abschied. Beide mit etwas fahrigten Händen, und es sind die seinen, die sich beschwichtigend auf ihren Unterarm legen und die sie, wiederum unversöhnt, von ihrem Arm nimmt und ihm zurückgibt, still und mit trauriger Entschlossenheit, die alten Hände, die er wieder zu sich nimmt und mit gekrümmten Fingerkuppen an die Tischkante hängt. Sie sagt: «Ich habe damals vergessen, dich zu verfluchen. Ich hole es nach: Verdirb!»

Botschaft eines Kambodschaners an seine Frau, bevor er von den Roten Khmer hingerichtet wurde:

«Ich liebe dich, aber du wirst es nie erfahren.

Denn du bist ein Stern, und ich bin nur
ein Erdenwurm, der zermalmt wird.»

Denn der Staub ist dunkel und das Schicksal versagt mir den Stolz des tapferen Kämpfers, der, deiner Liebe würdig, untergeht. Als Opfer, als einer, der aus seinem Haus gefan-

gen wurde, bin ich so verschwindend und unbedeutend, daß du mich in der Reihe der Opfer nicht einmal wiedererkennen würdest. Ich schäme mich, daß ich, dein Mann, ein solch Unbekannter und wahllos Gegriffener der feindlichen Mordmaschine bin. Mein Tod ist eine klägliche und unentschuld bare Verfehlung in der großen und grenzenlosen Geschichte unserer Liebe. Du Überlebende bist unendlich über mir; dem Nichts, dem Erdenwurm erscheinst du wie ein Stern. Der Stern wird von der Liebe des Nichts nie erfahren. Und doch ist sie ewig, denn diese Botschaft besitzt die allmächtige Kraft dessen, was ein Mann zuletzt gesagt hat.

Ein Mann, dem sich die Dinge, die er begehrt betrachtet, unverzüglich an den Leib kopieren. Er steht vor einem Antiquitätenladen. Er ist *verliebt* in eine zierliche Taschenuhr. Wenig später wird sie ihm, in Form eines billigen Imitats, aus der rechten Wange operiert. Er hatte versucht, das Teil aus seiner Haut zu reißen, es hing noch am Gewebe und wuchs in die Wunde zurück.

Der zerschlissene Mensch in seinem einzigen, einst königsblauen Overall, verdreckt, mit einem Pflaster auf der dünnen Backe, trat in die U-Bahn, und irgend etwas Eben-

noch-Bewußtes, Reste seiner zerfetzten Selbstvergewisserung sagten ihm, daß er falsch eingestiegen war. Sein Kopf zitterte leicht voraus dem Verstehen, zitterte wie eine Nadel an einem Detektor oder uralten Seismographen. Der Kopf, der brüchige Bienenkorb da mitten auf seinen Schultern, dies Ding zur Hinhaltung des Todes, war kaum mehr noch als ein kleines Frühwarnsystem, das das verbrauchte Individuum davon zurückhalten sollte, stets und überall das Falsche zu tun, die schlechteste Richtung zu wählen. Kurz bevor die U-Bahn anfuhr, verließ der Zerschlossene den Wagen wieder. Oh, all die Abgerissenen einer Stadt, die schnell in die Züge treten und kurz vor der Abfahrt wieder hinauslaufen!

Die freien Wege erfindet die Box, *cysta cogitans*, und alle führen in sie zurück.

Wir tasten im schwarzen Korb nach der Stelle, wo das bleichere Dunkel, die Wörter ...

A., nur ein Parteigenosse, ein Mitläufer im Nazi-Regime, sitzt, jetzt als ein alter Mann, vorn in einem Kino und plötzlich in einer alten Wochenschau oder einem Hitler-Dokumentarfilm erkennt er sich wieder im schreienden Volk, sieht er sich, den jungen brüllenden Mann, in einer Großaufnahme. Ja, denkt er und fühlt sich anonym bis in die Fingerspitzen, ich war dabei, ich habe geschrien, ich war ein Volk – ein Schrei. Jetzt sitze ich allein unter vielen

Jungen in einem dunklen Kino, lauter kritische Köpfe, die sich nur wundern können über unseren Schrei, die sogar in johrendes Gelächter darüber ausbrechen und keinerlei Ehrfurcht vor dem Bösen empfinden.

Ein ehemaliger Kursteilnehmer bei uns, ein junger Telefontechniker, Züchter von Weimaranerhunden im Nebenberuf, kam am frühen Nachmittag, etwas zu früh, von seiner Arbeit nach Hause. Er fand seine Wohnung kahl, vollkommen ausgeräumt. Seine Frau aber stand an der nackten Wand, lehnte mit dem Rücken an, und ihr gegenüber, ebenfalls mit dem Rücken an die nackte Wand gelehnt, stand ein Mann, den er nie zuvor gesehen hatte. Mit ihm lag jedoch seine Frau in den letzten, erschöpfenden Zügen eines langen Streits, eines die Affäre beendenden, wie es schien, da die Sätze, die sie jetzt noch wechselten, wie aus einer längst ausgepreßten Leidenschaftsfrucht troffen und ihr Sinn ins Abstruse entwich.

Er, der Fremde, sagte: Wenn wir die Möbel tiefer ins Zimmer gerückt hätten ... Tiefer, ganz tief, nach hinten, noch tiefer ...

Seine ihm nicht weniger fremde Frau sagte: Das Zimmer ist nicht so tief, daß man sich irgend etwas hätte vom Leib rücken können, und schon gar nicht, um es genau zu sagen, mich etwa –

Da bemerkte er an seiner Frau ein vorher nie gesehenes Rucken des Kopfes, und zwar zu dem anderen hin, dem Fremden, so wie man jemanden mit angehobenem Kinn auf- oder herausfordert: Komm Komm Komm! ... Ich zeig es dir! Aber nichts kam mehr von der anderen Seite. Sie ruckte den Kopf auffordernd, ohne noch etwas zu erwarten, als ob es schon eine Marotte geworden war.

Der Mann, der heimkehren wollte, drehte dieser ihm vollkommen unbegreiflichen oder unzugänglichen Realität kurz entschlossen den Rücken, verließ die Wohnung und unternahm erst Stunden später einen zweiten Versuch nach Hause zu kommen. Tatsächlich fand er diesmal seine Wohnung komplett so eingerichtet vor, wie er sie am Morgen verlassen hatte. Auch begrüßte ihn wie üblich seine Frau, wenn auch die Zeichen der Erschöpfung nicht ganz von ihr gewichen waren. Doch ein dritter Mensch befand sich augenscheinlich nicht mehr in seinen vier Wänden. Also ließ er die Sache auf sich beruhen.

Zur Disproportion von Seele und Komfort: es ist lächerlich, mit einem Handy am Ohr gekrümmt am Bartresen zu sitzen, zu horchen, zu sprechen und eine anderswo zu einem radikalen Abschied bereite Person durch ständig wiederholte Anrufe umstimmen zu wollen, dabei aber selber ein reales Fragezeichen zu verkörpern vom gebeug-

ten Kopf über den buckligen Rücken bis zur Kehre in den Knien und den Unterbeinen, die sich ins Gestänge des Barhockers klemmen.

Unvermietetes Zimmer. Im leeren Raum am Fenster mit der Lamellenjalousie steht Franz K. und liest in einem großen Unterhaltungsmagazin. Er liest, wie ein italienischer Jude am Betreten eines Volksbads gehindert wurde. Wie einem portugiesischen Juden von einer Taxen-Kutsche über die Zehen gefahren wurde. Wie einem deutschen Juden die Lehrerlaubnis an der Universität entzogen wurde. Jedesmal, wenn er in diesem Unterhaltungsmagazin von der Demütigung eines Juden liest, ist er so betrübt, daß er um eine Elle kleiner und etliche Pfunde leichter wird, bis er schließlich auf Däumlingsgröße und Strohhalmgewicht geschwunden ist und nicht weiter im Unterhaltungsmagazin von den immer greulicher werdenden Mißhandlungen der Juden lesen kann.

Es gelingt ihm, sich auf die Fensterbank zu schwingen und zwischen den Lamellen der Jalousie hindurchzuklettern mit keinem anderen Ziel vor Augen, als sich aus dem unvermieteten Zimmer, das sich im dreiundzwanzigsten Stockwerk eines Hochhauses befindet, in die Tiefe zu stürzen. Doch ist er vor Gram und Entsetzen so geschwächt, daß es ihm unmöglich wird, das dichtschießende, sicherheitsverriegelte Fenster zu öffnen. Da er wegen seiner senf-

kornkleinen Augen aber keine Buchstaben mehr lesen kann, ist es ihm auch nicht möglich, *im Zuge der Geschichte* bis auf Staubfasergröße hinunterzuschwinden und sich schließlich durch eine Ritze ins Freie zu schleichen. So bleibt er ein klägliches Zwischending, eine halbe Kleinigkeit, eingeklemmt zwischen Fensterrahmen und Fensterfüllung. Etwas, das sich weder vor noch zurück bewegen kann. Dabei wird die Sehnsucht, sich in die Tiefe zu stürzen, immer unbezwinglicher und immer unerfüllbarer. Er war ja der einzige Bewerber für dieses unvermietete Zimmer gewesen, das im übrigen für unvermietbar angesehen werden mußte, da es schlecht geschnitten, schlecht gelegen war. Er war der einzige Bewerber und hatte sich beim Warten auf den Makler in dieses große Unterhaltungsmagazin vertieft, das vorher derselbe Makler nach einem (seinerseits) vergeblichen Warten auf einen Kunden liegengelassen hatte. Er selber kam nun als Bewerber für das unvermietete Zimmer nicht mehr in Frage, und ein nächster, der das Fenster endlich hätte aufreißen können, stand nicht in Aussicht.

Wenige Schallpartikel genügen, um eine perfekte Klangwiederherstellung eines verschollenen Tondokuments zu ermöglichen. Eine Spur Schweiß aus dem Schweiß Tuch der Veronika – und der Heiland kehrt wieder? Napoleon aus einem Schnupftuch mit Spermaresten wiederhergestellt? Die wahre Apokalypse: Auferstehungstechnologie. Alle

Helden kehren zurück – abwärts in unsere Tage! Wo aber gar kein Zeit-, Geschichts-, Handlungsspielraum für diese Rückkehrer bereit steht und wo sie gefangen sitzen in einem gläsernen Käfig zum Anschauen: der *wirkliche* Napoleon. Die Menschen verlieren jedes Interesse an ihren Mitmenschen. Sie wollen nur noch mit Außerkontemporären zu Mittag essen.

Ein Trinker-Ehepaar im Kaufhaus *Quelle* steht in der Schlange vor der Kasse an. Der Mann hält sich grummelnd und zu Boden blickend an der Seite seiner Frau. Diese kneift mehrmals ohne äußere Veranlassung das rechte Auge kräftig zu, als teile sie mit einem Unsichtbaren ein frivoles Geheimnis. Die gestörten Nerven spielen ein kurzes, immer wiederkehrendes Programm. In geringen Abständen wirft sie, von einem automatischen Entsetzen angetrieben, knapp den Kopf herum und lächelt dann ebenso freundlich wie angstverzerrt in eine Richtung, wo gar niemand ist und woher auch kein Anruf an sie erging. Ein flatterhaftes Drama läuft über ihr gerötetes, gedunsenes, schuppiges Gesicht, ausgelöst allein durch das bedrängte Schlangestehen, die enge Stellung unter fremden Menschen. Das Lächeln, die Scherben eines Lächelns scheinen nach allen Seiten hin ein Zuviel der Bedrängung freundlich abzuwehren. Der Mund mit strahlender Grimasse entblößt eine von links nach rechts immer niedriger

und löchriger werdende Zahnstummelreihe. Sie hat einen sehr großen zitronengelben Wecker eingekauft. Wozu sich wecken? Zum ersten Schluck? Ich stand vor dem Hauptaussgang neben der Glastür und wartete mit einem unhandlichen Gartenmöbel auf einen Freund, der die übrigen Stücke brachte. Das Trinker-Paar kam eben heraus, als wir unsere Fracht zum Nachhausetragen uns aufluden. Da machte die Frau zu ihrem Mann die Bemerkung, daß es freilich besonders geschickt von uns sei, so dicht beim Ausgang herumzupacken. Obschon wir ihnen nicht unmittelbar im Weg waren, schien es ihr ausgesprochen wohlzutun, sich selber in der Ordnung und uns als Störung zu empfinden und dies auch festzustellen. Der Freund knurrte sie rüde an: «Halt's Maul, alte Kuh.» Als ich dies hörte, war mir, als trete jemand einem Unfallopfer obendrein in den Bauch. Denn ich hatte mir ihren Schicksalsstreifen ja eine Weile angesehen und konnte nichts als Anteilnahme für sie empfinden. Als wir die beiden auf der Straße überholten, hielt die Frau ihren Mann an und sagte leise, als ginge da jemand Berühmtes vorbei: «Sagt der einfach alte Kuh zu mir!» «Wer?» fragte der Mann. «Na der da», sagte die Frau und nickte zu uns hin. Nun hatte sie mit soviel vorbeugendem Lächeln und geisterhaftem Verbindlichtun alles um sich herum zu bannen versucht, was sie verletzen könnte, und dann hatte es sie am Ende doch noch schwer getroffen. Wirklich beschwert, nicht aufgebracht blieb sie stehen und wiederholte sich den Schimpf, und er kam ihr noch unerhörter vor.

Seine Liebe war ein Akt diabolischer Nächstenliebe.

Er ließ eine Frau, die ihm nichts bedeutete, einmal heftig aufleben. Er schenkte ihr ein berauschendes Selbstgefühl – übergab es und verschwand. Das war sein Laster: sich an die Bedeutungslosen heranzumachen und ihnen zu gewähren, sich völlig grundlos an sich selbst zu berauschen. Dieser Grundlosigkeit finsternerer Geselle war er nun.

«Bilder der Freude», sagte sie, «es sind Bilder der Freude.» Und noch einmal kam dieser leise Ton von damals, aus den frischen Jahren, da die Gemälde entstanden waren, über ihre geschrumpften Lippen.

Besuche bei Nadja, Berlin Ende der sechziger Jahre, Muskauer Straße, trübes Loft im Kreuzberger Hinterhaus, das Wohnen liederlich, der Mut frech, die Kunst sorglos. Zerbröckelnde Häuserfassaden, Milieu der Alten und der Türken der ersten Generation, bleibende Kriegsschäden, dachte man, aber zwanzig Jahre später hatten Reichtum und Restauration hier alle Spuren von Milieu getilgt.

Torsten, der naive Künstler, malte wie besessen, füllte Leinwand um Leinwand mit den monumentalen Vergrößerungen der Schamlippen seiner Gefährtin, nichts anderes als diese unmäßigen Falten und Lappungen, die junge Vagina jener Frau, die inzwischen ein wenig grau geworden

ist und die Strickjacke um die mageren Schultern enger zieht. Als er starb (schon mit zweiunddreißig nach einer durchzechten Nacht in Albufeira, schlief einfach weiter mit stehendem Herzen), hinterließ er ihr diese Zeugnisse einer großen Sinnenfreude, sechzig Acryl-Porträts ihres Geschlechts, ein Erbe, das sie damals so wenig genierte wie heute, wenn sie mit fremden Männern vor die Leinwände tritt und ihnen die hyperrealen Enthüllungen ihrer Jugend zeigt. Doch Händler und Galeristen haben bisher nur kurz und kopfschüttelnd vor dem Werk ihres Geliebten gestanden. Es blieb bis heute unentdeckt und trat aus dem Zwang, dem Glück, das den Maler bei seiner Arbeit erfüllte, niemals heraus. Inzwischen betrachtet sie die Malerei gern zusammen mit ihrem erwachsenen Sohn, der gerade seinen Ersatzdienst abgeleistet hat, und erläutert ihm Bildaufbau und Farbenspiel, die unbeirrte, kraftvolle Linie des frühverstorbenen Vaters, dessen Gemälde aus der Fabriketage den Weg in die Welt noch vor sich haben. Für sie sind es Kunstwerke und deshalb jeden Tag aufs neue, über alle Tage hinaus: Bilder der Freude.

Was uns bewegt, besitzt eine Bewegungsgestalt. Zur Feinbestimmung einer Person gehörten Angaben über den Spin, den Drehimpuls ihrer Wesensteilchen. Er entscheidet, ob ihr «Schwung» sich auf uns überträgt oder nicht. Manchmal ist man empfänglich nur für den subpersonalen

Spin eines Menschen und vermag ihn weder mit dem Auge noch mit sonstigen Sinnen von anderen Menschen zu unterscheiden.

Es begann Mitte August 1998, als einige Jugendliche in Rimini sich zusammenrotteten und um Mitternacht durch die Straßen rannten, wobei sie in rhythmischen Stößen und im Chor «Valerio Valerio» riefen. Die Rufe, die sich nun Nacht für Nacht wiederholten, wurden jedesmal stärker und ekstatischer gerufen und blieben allen, auch den Rufenden selber, rätselhaft. Einwohner beschwerten sich, Polizisten vernahmten die Störenfriede, niemand wußte mehr, weshalb er so kräftig «Valerio Valerio» gerufen hatte. Bis sich eines Tages aus Rom ein Valerio O. meldete und folgende Erklärung gab. Er habe kürzlich bei einem Openairkonzert in Rimini versucht, ein großes Transparent, wie man ihn geheißen, ganz allein aufzuhängen. Dabei sei er in große Schwierigkeiten gekommen, es sei ihm wieder und wieder nicht recht gelungen, das Banner gerade und ordentlich zu befestigen. Unterdessen habe sich unten in der Zuschauerarena schon lange vor Beginn des Konzerts eine große Schar von Jugendlichen versammelt und ihn anfeuernd im Chor ständig «Valerio Valerio» gerufen. Woher sie seinen Namen wußten, sei ihm unbekannt geblieben. Doch habe seine Ungeschicklichkeit – oder sein verzweifelter Kampf um Geschicklichkeit beim Anbringen des

Transparents sie offenbar sehr beeindruckt. Er dort in der Höhe sei ihnen von einer Minute zur nächsten zu einem Symbol für eine uns alle bedrohende, unheimliche Ungeschicklichkeit geworden. So kam es, daß sie fortan nicht ablassen konnten, in geradezu beschwörende «Valerio»-Rufe auszubrechen. Wie es schien, hätten sie diese Rufe oder Anrufungen beibehalten, ihr Unbehagen sei bis jetzt nicht wieder von ihnen gewichen. Wenn sie nun nachts durch die Gassen stürmten, so gedächten sie vielleicht nicht nur seines, des namentlichen Valerios, Ungeschicks, sondern ihre Chöre richteten sich zugleich an den Geist der Linkischkeit, der das Entgleiten oder Versagen zentraler menschlicher Fertigkeiten sofort und ohne weiteres herbeiführen könnte.

«Na, Frau Lehmann, wie geht's uns denn heute?» Die Frau – das Tuch, das Leichentuch reicht ihr schon bis ans Kinn, ihr Gesicht, ihr eingesunkenes, ist nicht mehr als ein schrumpeliger gelber Fleck auf dem weißen Kissen, schwach sagt sie bloß: «Och ...», als habe sie weiter nichts zu beklagen. [...] In einem anderen Bett auf dem Gang liegt jemand, dem das Leinen schon über das Gesicht geschlagen ist. Doch ist er nicht tot. Aber da er Beine und Hände nicht rühren kann, hat er in das Tuch gebissen, um es sich vom Gesicht zu ziehen. Es sieht aus wie eine Leiche mit weiterfressendem Mund, die ihre Zudecke

verschlingt, dabei die Füße und Biß um Biß langsam den ganzen nackten Körper enthüllt ...

Als er am Abend in den öffentlichen Gärten spazierte, begegnete ihm eine kleine Horde behinderter und verkrüppelter Jugendlicher. Die Unordnung ihrer Schritte, das unkontrollierte Ausstoßen von Schreien und sinnfernen, halb tierischen Lauten erschreckte ihn in seiner Lage auf ganz unangemessene Weise. Einer hatte ein zum Fürchten entformtes, kropfig wasserköpfiges Gesicht, und das rechte Auge saß ihm irgendwo dort, schräg abgerutscht, wo sonst der Mund ist, und der Mund saß dort, wo eigentlich der Kragenknopf, der Kehlkopf ist. Um dem gräßlichen Schwarm auszuweichen, lehnte er sich abgewandt an einen Baum. Einer sprach unentwegt mit einer hilflos kraakelenden Stimme auf die Betreuerin ein. Als sie dann in unmittelbarer Nähe waren, mußte er sich doch umdrehen und hinschauen. Der Junge mit dem gänzlich verballhornten Schädel trottete ein wenig auf ihn zu, und als wollte er seinen Blick, dessen Entsetzen er zumindest spürte, beschwichtigen und zugleich tadeln, legte er den Zeigefinger auf seine herunterhängende Stirn. Sieh mein Wesen, so schien er ihm zu bedeuten, ein Monster betrachtet jemand wie du doch nicht als Monster. Durch diese Annäherung sehr mild geworden, schloß er nun die verhärmte, doch geduldige junge Betreuerin mit ihrer dicken Brille und dem

kurzen Jeansrock verehrungsvoll in sein Herz. Als er der Gruppe nachblickte, sah er, wie sich einige umarmten, die Arme einander ungelenkt um die Schultern schlangen, als hätten sie glücklich ihn überstanden, hinter sich gebracht. Warum nur, fragte er sich, diese übertriebene Erregung gegenüber dem Abnormen, den Kranken, die uns in die Pflicht der Liebe nehmen? Ich spüre sehr genau diese scheue, gemeine, verräterische Liebe bei mir, diese brutale Rührung zu den Hilflosen hin. Eine Mischung von unqualifizierter Identifikation und einem wunderbar warm abfließenden Schuldgefühl, wenn der kreatürliche Affekt der Abwehr wieder einmal veredelt und umgepolt werden konnte. Der Verwünschungstrieb muß sich binnen kurzer Augenblicke, da er keinen Ausweg findet, derart steigern, daß er in die unverschämteste Zuwendung umschlägt.

In einer Nacht, in der ein Mann *umständehalber* nicht bei seiner Frau liegt, sondern im fremden Bett bei einer Unbekannten, findet er ohnehin keinen ruhigen Schlaf. Er wälzt den Kopf im Kissen und träumt von tausend Unbekannten, die alle auch noch in sein Leben treten wollen. Er jagt durch einen Sphärenwirbel nie gesehener Gesichter. Und neben ihm die nackte Schulter und der stete Atem einer Zugewandten, die alles ruhigen Gewissens bei sich bewahrt.